

PREVIEW

LITERATUR

HERBST 24

**kremayr
scheriau**

Literatur bei Kremayr & Scheriau

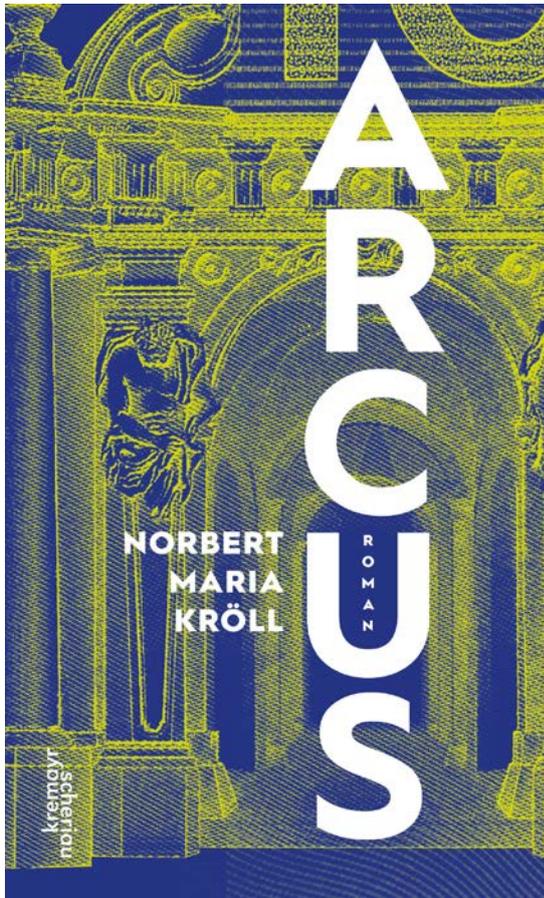
Schwerpunkt

Das Literaturprogramm bei Kremayr & Scheriau setzt seinen Fokus auf Debüts österreichischer Autor:innen sowie Texte, die berühren – angenehm, aber gerne auch unangenehm – und sich durch eine stark gesellschaftskritische Komponente und viel Mut zu neuen Ausdrucksformen auszeichnen.

Neuerscheinungen im Herbst 2024

- ◆ Norbert Maria Kröll: **ARCUS** (Roman)
- ◆ Ana Wetherall-Grujić: **Blutsschwestern** (Roman)

Verstören. Verschenken. Zerstören.



Norbert Maria Kröll
ARCUS
Roman

Format 12 x 20 cm | ca. 288 Seiten
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-3- 218-01444-1

€ (A, D) 25,-
ET: September 2024

Als seine Eltern tragisch versterben, erbt Marcus Himmeltroff-Gütersloh unverhofft Milliarden. Obwohl er sich als Avantgarde-Künstler „Arcus“ von seinen konservativen Eltern losgesagt hat, muss er nun Entscheidungen treffen: Zuerst spielerisch, dann immer radikaler lotet Arcus neue Freiheiten aus und reißt damit nicht nur seine Freunde, sondern die ganze Stadt in einen aberwitzigen Wirbel aus Gier, Schuld und dem letzten Rest Würde.

Norbert Maria Kröll zeigt in dicht gewebter, aber kompromissloser Sprache die wachsende gesellschaftliche Ungleichheit auf und weitet die Debatte auf die Verantwortung der Kunst aus.



Copyright: Nina Herlitschka

Norbert Maria Kröll

geboren 1981 in Villach, lebt und arbeitet in Mödling bei Wien. Studium der Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst Wien. 2017 erschien sein Debütroman „Sanfter Asphalt“, 2018 erhielt er den Förderpreis des Landes Kärnten und das Jubiläumsfonds-Stipendium der Literatur-Mechana. Sein zweiter Roman „Wer wir wären“ wurde mit der Buchprämie der Stadt Wien ausgezeichnet. Für die Arbeit am Roman „Die Kuratorin“ wurden ihm das Wiener Literaturstipendium sowie der Theodor-Körner-Preis zuerkannt. Für einen Auszug aus „Arcus“ erhielt er den Literatur:im:süden Sonderpreis der Stadt Villach.

Auszug aus „ARCUS“

(Copyright: Verlag Kremayr & Scheriau / unredigierte Leseprobe)

[...]

Der Familiennotar nannte ihm die Geldsumme, die er erben würde: ... *und vierundsiebzig Cent*, sagte er, und Arcus vermeinte in der Art, wie der Notar die Summe aussprach, einen Hauch von Stolz zu vernehmen. Und vierundsiebzig Cent. Das war alles, was sich Arcus vom Gespräch gemerkt hatte. Es war im Grunde kein Gespräch gewesen. Arcus hatte nichts gesagt, bloß still genickt, nachdem er den Betrag gehört oder eigentlich nicht gehört hatte. Und vierundsiebzig Cent. Mit einem leisen Seufzer unterzeichnete er die Dokumente, als wären die Informationen, die darin festgehalten waren, eine unangenehme Bürde. Als er den goldenen Füllfederhalter, der ihn ob seiner Protzigkeit beinahe losprusten ließ, vorsichtig neben die aufgeklappte Ledermappe legte, fiel sein Blick auf das fein geschliffene Wasserglas, das ihm ein Gehilfe des Notars kurz nach seinem Eintreffen wortlos auf einem silbern glänzenden Tablett serviert hatte. Die späte Nachmittagssonne brach sich in den Verwerfungen des kostbaren Glases, als würde sie mit einer gewissen Freude ihre Essenz preisgeben und diese in Form von Spektralfarben auf der spiegelnden Oberfläche auffächern. Arcus dachte sogleich an Pink Floyds *Dark Side of the Moon*, und dann – wie passend – an den Song *Money* mit seinem unverkennbaren Intro, den Geräuschen von Geldautomaten, Registrierkassen und klirrendem Münzgeld.

Sein Oberkörper fühlte sich auf einmal schwer an, als würde hinter ihm ein Sumoringer stehen und sein Gewicht mit ganzer Kraft auf Arcus' Schultern pressen. Und vierundsiebzig Cent. Arcus erhob sich, schüttelte die Hand des Notars, der, ehrliche Anteilnahme zeigend oder Anteilnahme unehrlich spielend, Arcus' Hand in seine nahm, als wolle er ihm vermitteln, dass nun er der Chef sei und sich gut überlegen müsse, wie er mit der Erbschaft verfahren wolle. Der Gehilfe öffnete ihm schwungvoll die massive Eichentür, während der Notar selbst seine Hand auf Arcus' Rücken legte, sodass der den Eindruck bekam, sanft aus dem Büro hinausgeschoben zu werden. Womöglich hatte der Notar, als er ihm noch vor der Unterzeichnung mit feuchten Lippen mitgeteilt hatte, dass es sich in solchen Fällen wieder mal auszahle, in einem Land ohne Erbschaftssteuer zu leben, instinktiv gespürt, dass Arcus ihn so schnell nicht wieder besuchen käme. Dass er sich um Leute wie ihn nicht kümmerte, dass er für ihn, wenn überhaupt, ein nötiges Übel war, das er von nun an zu ertragen hatte, ganz im Gegensatz zu Ulrich, Arcus' Vater, von dem der Herr Notar zeit seines Lebens tiefste Wertschätzung erhalten hatte.

Die Tür wurde hinter dem Beerbten lautlos geschlossen. Am Empfang schenkte man ihm ein lautloses Abschiedslächeln. Arcus' Sneakers, deren rechter durch seinen großen Zeh, der offenbar ein bisschen länger war als sein linker, über die Jahre ein Loch in den Stoff gebohrt bekommen hatte, glitten ebenso lautlos übers polierte Parkett. Es könnte natürlich auch sein, sinnierte Arcus, dass seine Füße gleich lang waren und sein rechter Schuh zufälligerweise etwas kürzer geschnitten als sein linker. Er zuckte mit den Schultern, verließ den klimatisierten Empfangsraum, fuhr mit dem Aufzug ins Erdgeschoss und stieß das Haustor weit auf. Die warme Luft, die in seine Lungen strömte, nahm ihm, wie bei einem kräftigen Saunaaufguss, für kurze Zeit den Atem. Und konnte es sein, dass er die Hitze des Asphalts durch die kaum mehr vorhandenen Sohlen seiner Sneakers spürte? Ob es gar an der Zeit war, fragte sich Arcus, sich ein neues Paar zuzulegen? Im Halbschatten einiger mittelgroßer Bäume ging er die steile Parkstraße bergauf und bog bei der zweiten Gelegenheit in eine enge Gasse ab. Von hier aus, sagte er sich, als müsste er den Weg einer fremden Person erklären, war es nicht mehr weit bis in die Fürstenstraße. Doch anstatt sein Schrittempo zu erhöhen, blieb Arcus plötzlich stehen, drehte sich nach rechts, öffnete den Gürtel und die Knöpfe seiner Jeans. Leise stöhnend pinkelte er durch die Ritzen eines frisch lackierten Gartenzauns. Ein älterer Herr, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite vorbeiging, brummte etwas Unverständliches. Ob sein Urin als Dünger für die Rosen herhalten konnte, die gleich hinter den dunkelgrünen Metallstreben wuchsen, oder doch einen langsamen Tod der Pflanzen hervorrief? Ach nein, sagte er sich, die halten schon was aus, die Gewächse, genauso wie ihre Besitzerinnen und Besitzer. Ein wirtschaftlich schlechtes Jahr, wie es 2008 beim Platzen der Immobilienblase oder 2020 beim Ausbruch der Pandemie gewesen war, bedeutete für sie, wenn überhaupt, einen etwas geringeren Gewinn, während andere mit Hungersnöten konfrontiert gewesen waren.

Ein paar Tropfen waren auf seinem linken Zeigefinger gelandet. Als Kind war ihm das oft passiert. *Deine Hose stinkt schon wieder nach Urin. Dass du das, im Gegensatz zu allen anderen Gleichaltrigen, noch immer nicht beherrschst!? Schämst du dich denn nicht, Marcus?* Die Stimme seiner Mutter war in seiner Erinnerung mit einem langen, dumpfen Hallen versetzt. Er presste die Augen fest zusammen, öffnete sie wieder und trocknete den benetzten Finger am Hosenbein ab. Arcus war kein Schwein. Er wusste, wie man sich benahm, wie man sich zu benehmen hatte. *Sei kein Ferkel, Marcus!* Sich mit Urin zu rächen, war – er musste kurz über sich selbst lachen – ein mickriges Aufbegehren. Vor allem, da sich Arcus bewusst war, dass, egal, was er unternahm, ein Teil von ihm in diesem System der Bevorzugten immer tief verwurzelt bleiben würde. Er konnte noch so sehr kritischer Künstler sein, das Leben eines Punks nachspielen und über die unsozial agierenden Reichen wettern; die Wir-sind-besser-als-die-anderen-DNA und das Gefühl des Privilegiertseins hatte Arcus mit der Muttermilch aufgesogen, wohlgerne, ohne je gestillt worden zu sein. Warum aber hatte sich seine

Tat trotz allem gut angefühlt, fundamental richtig? Und überhaupt: War er denn, fragte sich Arcus, von nun an nicht wieder einer von ihnen?

Erst jetzt wurde ihm bewusst, dass es das Grundstück der Liebochs war, das er begossen hatte. In wenigen Tagen würde er sie weinen sehen, die Gesichter mit den Händen bedeckt, beim Begräbnis seiner Eltern, mit denen sie stets gut befreundet gewesen waren. Er konnte sich noch gut erinnern, wie er vom Vater gezwungen worden war, mit den gleichaltrigen Lieboch-Zwillingen einen Tenniskurs zu belegen. Ach, wie gerne hatten sie ihn verlieren sehen!

Als ein Radfahrer um die Ecke bog, bemerkte Arcus, dass er den Penis noch nicht eingepackt hatte. Er schüttelte ihn schnell, bis kein Tropfen mehr auf den Boden fiel, knöpfte die Jeans zu und schloss den Gürtel. Mit müden Beinen schleppte er seinen Körper in Richtung seines alten Heims, und als wollten seine Schuhe sich nicht vom Asphalt trennen, erzeugten sie ein rhythmisches Schaben auf der rauen, dunklen Oberfläche. Nachdem Arcus einige Villen passiert hatte, kickte er mit der Schuhspitze gegen einen vor ihm liegenden Stein; dieser flog – nicht völlig unbeabsichtigt – scharf nach rechts und knallte gegen die Motorhaube eines parkenden Oldtimers. Niemand kam aus dem Haus gerannt, um ihn zu rügen. Arcus überlegte, ob er den Mercedes-Stern herunterreißen sollte, ob dann jemand erscheinen würde, um ihn anzuzeigen und ihn zu beschuldigen, dass er das ganze Geld nicht verdient habe, was der Wahrheit, so dachte Arcus, ziemlich nahekam. Niemand verdiente es, so viel Geld zu besitzen. Niemand. Mit gesenktem Blick, und dabei eine kaum hörbare Melodie pfeifend, setzte er seinen Weg fort.

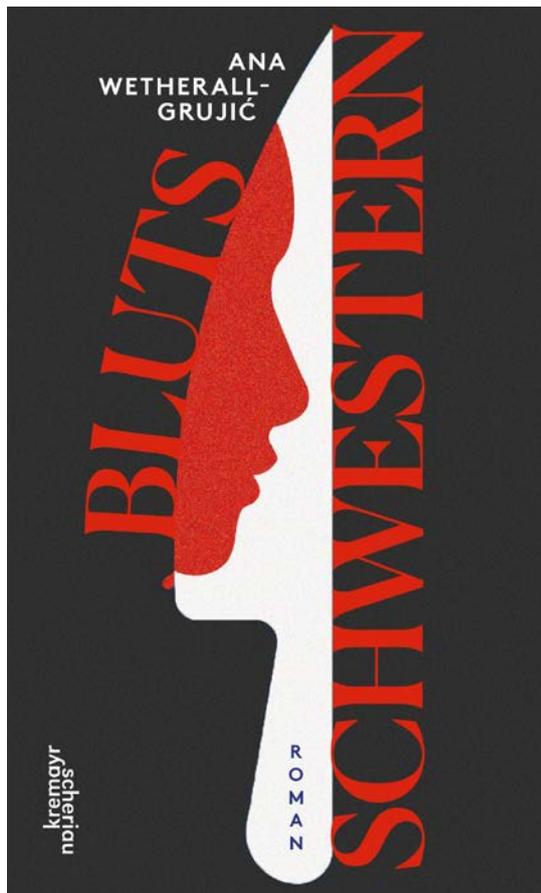
Arcus schüttelte den Kopf, als er das Schild *Fürstenstraße* mit der bewusst verschnörkelten, alten Schrift sah, das vor dem Hintergrund eines strahlend blauen Himmels aufblitzte, als würde man ihn, den verlorenen Fürsten, der endlich heimgekommen war, mit in der Kehle steckengebliebenem Jubelgeschrei empfangen. Für den Abend nahm er sich, um das Bedrückende des verstrichenen Tages vergessen zu machen, als kleines künstlerisches Projekt vor, die Fürstenstraße – wie in Kindheitstagen – mit ein paar Pinselstrichen zur *Furzenstraße* umzubenennen. Das würde ihn zumindest bis zum Einschlafen glücklich stimmen.

Als Arcus schließlich vor dem hohen, schwarzen Gittertor stehenblieb und auf dem elektronischen Türkopf *Himmeltroff-Gütersloh* las, zog er, ohne zu wissen warum, seine Geldbörse aus der hinteren Hosentasche. Da erinnerte er sich, dass er kein Bargeld dabei hatte; es war kurz vor Ende des Monats und sein überzogenes Konto befand sich wie gewohnt am Limit. Sogleich griff er in seine vorderen Hosentaschen und suchte darin nach Münzen. Hastig, und als hinge von dieser Tat irgendetwas Bedeutsames ab, addierte er ihren Wert: ... und vierundsiebzig Cent. Arcus musste lachen, zuerst zaghaft, dann lauter und immer lauter. Er hielt sich, da ihm das Lachen beinahe Schmerzen zufügte – und er wie von selbst seinen Oberkörper nach vorne beugte –, an den von der Sonne erhitzten

Stahlstreben fest. Ein Mann mit blauem Arbeitsmantel, der soeben aus dem geöffneten Garagentor der Villa gekommen war und wegen des Gelächters in Richtung Straße blickte, kam ihm, wohl um ihn zu verscheuchen, ein paar Schritte in der Einfahrt entgegen. Da erst erkannte er seinen neuen Arbeitgeber und nickte mit angewidertem Gesichtsausdruck – Arcus konnte sich auf diese Entfernung aber auch getäuscht haben – in seine Richtung, streckte, als er auf halbem Wege zum Gitter war, einen Arm aus und drückte auf einen Knopf an seinem Schlüsselbund. Räuspernd richtete sich Arcus auf. Seine zu Fäusten geballten Hände umklammerten die Münzen. Das Tor öffnete sich mit leisem Rattern.

[...]

Blut ist dicker als Wasser.



Ana Wetherall-Grujić

Blutsschwestern

Roman

Format 12 × 20 cm | ca. 192 Seiten

Hardcover mit Schutzumschlag

ISBN: 978-3-218-01424-3

€ (A, D) 24,-

ET: August 2024

Übel zugerichtet muss Ljiljana untertauchen. Ihre erfolgreiche Schwester Sanja überredet sie zur Flucht in die alte Heimat Serbien. Doch statt Zuflucht und Hilfe zu finden, geraten die Schwestern in eine Fehde zwischen einer Mafia-Patin mit ihren Widersachern. Die höllische Gewalt droht die beiden in tiefste moralische Abgründe zu reißen – nur die Verbindung zueinander kann sie noch retten.

Der kraftvolle Debütroman von Ana Wetherall-Grujić zerschmettert das Klischee der unterwürfigen, friedvollen Frau. Schnörkellos und mit bitterbösem Humor erzählt sie von Schwesternschaft, Heimat und kaltblütiger Rache.



Copyright: detailsinn

Ana Wetherall-Grujić

1988 im damaligen Jugoslawien geboren, in Österreich aufgewachsen, lernte Deutsch vor allem durchs Fernsehen. Sie lebt als Journalistin in Wien. „Blutsschwestern“ ist ihr Debüt.

Auszug aus „Blutsschwestern“

(Copyright: Verlag Kremayr & Scheriau / unredigierte Leseprobe)

1

Serbien, 2015

„Wasch das Blut ab!“, sagte Sanja, ohne den Blick von dem zweistöckigen Haus abzuwenden, das aus einem Architektur-Bildband der 1980er gefallen zu sein schien. Sie reichte ihrer Schwester eine Wasserflasche. „Und zieh dich um!“

„Ich habe nichts dabei“, sagte Ljiljana. Sie nahm die Flasche in die gesunde Hand. Im Krankenhaus hatte sie sich nur die Jeans angezogen und ihre Jacke übergeworfen. Sie hatte kein Oberteil dabei, das sie statt des fleckigen Krankenhaushemdes hätte anziehen können.

Sanja antwortete nicht. Sie starrte immer noch das Haus an. Eine Zornesfalte hatte sich zwischen ihren Augenbrauen gebildet. Ljiljana wollte noch etwas sagen, aber als sie ansetzte, verschränkte Sanja die Hände vor der Brust. Ljiljana klemmte die Flasche zwischen die provisorisch geschiente Hand und ihre Taille und versuchte mit der gesunden Hand den Schraubverschluss aufzudrehen.

„Gib her!“, sagte Sanja. Ohne den Blick vom Haus zu nehmen, öffnete sie die Flasche und reichte sie ihrer Schwester.

Ljiljana hatte sich noch in der Nacht auf einer verlassenen Toilette irgendwo in Slowenien gewaschen. Aber in der flirrenden Hitze Serbiens hatte sich getrocknetes Blut mit Schweiß vermischt und sie eingesaut. Während sie sich mit dem bisschen Wasser wusch, stieg Sanja ins Auto. Auf dem Beifahrersitz lag die Jacke ihrer Schwester. Billiges Lederimitat, das eng geschnitten war. Sie würde weder die Flecken noch das Hemd verdecken. Sanja griff auf den Rücksitz und bekam den steifen Stoff ihres Trenchcoats zu fassen. Sie hatte ihn trotz der Eile bei ihrer Flucht nicht einfach auf den Rücksitz geworfen, sondern zuerst das Innenfutter nach außen gedreht, damit er nicht dreckig würde.

„Hier, versuch den“, sagte sie beim Aussteigen. Ihre Schwester wirkte verloren in dem Mantel. Er reichte ihr fast bis an die Schienbeine. Aber er verdeckte immerhin das Hemd. „Sieht okay aus“, log Sanja. Ihr Blick wanderte vom Mantel zu Ljiljana Gesicht.

Gleich würde Sanja einen Witz über ihr Gesicht machen. Sie würde irgendetwas Sarkastisches sagen, irgendetwas Geistreiches. So ging Sanja, so war ihr Vater mit Problemen umgegangen: darüber scherzen und sie bloß nicht an sich heranlassen. Das Witzchen würde sie ein bisschen verletzen, aber Ljiljana freute sich fast darauf, weil sie wusste, dass danach ihre Schwester wieder ein bisschen mehr

sie selbst wäre. Sie wäre nicht mehr der verbissene Zombie, der die ganze Nacht über neben ihr am Steuer gesessen und stur auf die Straße gestarrt hatte, ohne ein Wort zu sagen.

„Lass uns reingehen“, sagte Sanja. Ljiljana nickte und folgte ihr. Vorbei an vertrockneten Feldern am Wegesrand und einem knorrigen Baum kamen sie an einen rostigen Zaun, der irgendwann rot gewesen sein muss. Er umgab das Haus und das weitläufige Grundstück rundherum. Sanja konnte nicht erkennen, wie weit hinter das Haus er reichte, weil das Grundstück über einen Abhang nach unten und aus Sanjas Blickfeld führte. Keine Klingel. Nichts rührte sich. Die anderen Häuser in dem Viertel waren verlassen und verfallen. Das Gras reichte schon fast bis zu den Fenstern.

Seit sie angekommen waren, hatte sich nichts um das Haus bewegt. Sie hatten auch nichts gehört. Keinen Fernseher, kein Geschirrkloppern, keine Tiere.

Sanja öffnete das Tor und sie betraten einen gepflegten Garten. Auf dem Weg waren sie an vielen Häusern und Vorgärten vorbeigekommen, die man in Wien wohl eher Hütten oder Schrottplätze nennen würde. Auf diesem Grundstück gab es kein Gerümpel, keinen ausgetretenen Schlamm und auch keine zerfledderten Hühner. Der tiefgrüne Rasen war penibel geschnitten, vor der Haustür hatte jemand zwei Blumenbeete so angelegt, dass sie dasselbe Muster mit bunten Blumen zeichneten. Links von ihnen stand eine Laube, überwachsen von Weinreben. Rechts eine Scheune aus hellem, lackiertem Holz.

Hier gab sich jemand Mühe, dachte Sanja, als sie über kunstvoll angelegte Steinplatten den Vorgarten querten. Und hatte Geld. Dieser Rasen müsste ständig bewässert werden, damit er in der Hitze Serbiens so grün blieb. Sie hielten vor der Eingangstür. Sanja ging im Kopf noch einmal durch, was sie sagen wollte. Sie klopfte.

Nichts. „Hallo?“, sagte Sanja laut und freute sich, dass zumindest dieses Wort auf Serbisch gleich war wie im Deutschen. Ihre Stimme krächzte über dem A. Ljiljana dachte zurück an früher, als ihre Schwester sich heiser geschrien hatte. Heute wirkte sie beherrscht. Ljiljana fragte sich, ob Sanja in ihrem Leben mit jemandem so laut stritt, wie sie es mit ihrer Mutter getan hatte.

[...]